

Frühlings-Morgenrot

Grüßend durch die Morgenröte
Blicket freundlich Strahl auf Strahl,
Grüßend eint sich die erhöhte
Volks- und Freiheitskämpferzahl,
Grüßend aus dem Urstamm brechen
Junge Zweige frisch hervor,
Grüßend freie Männer sprechen
Feurig zu des Volkes Ohr.

Fauler Träumer, auf, erwache!
Denn der Frühlingsmorgen scheint,
Der für unsre große Sache
Alle Völker froh vereint.
Dicht die Reihen, weit die Kreise,
Raum für alle fern und nah,
Singt der Freiheit holde Weise,
Denn der Völkertag ist da.

Vorwärts in geschlossnen Zügen
Durch das Frühlings Morgenrot!
Nieder mit den frechen Lügen!
Nieder mit der grimmigen Not!
Bahnt der Freiheit eine Gasse,
Schafft dem Guten weiten Raum
Und vor jedem Hause lasse
Grünen man den Maienbaum!

Aufruf!

„Wieder reckt sich der Alkoholismus drohend empor. Längst sind die günstigen Folgen der Alkoholknappheit, die die Kriegsjahre brachten, verflogen. Mit dem wieder reichlich fließenden Alkohol ergießt sich eine neue Flut von Unglück, Siechtum und Versimpelung in das Volk.

Die Arbeiterklasse leidet unter dem Alkoholismus am schwersten. Denn die drückenden Sorgen des Alltags, das ewige Einerlei der Arbeitsfron, die Eintönigkeit der Nahrung, die Dede der dürftigen Wohnung, kurz, die proletarischen Lebensverhältnisse treiben viele Arbeiter ins Wirtshaus, in die Alkoholbetäubung, der ihr an sich schon geschwächter Organismus nur wenig Widerstand leisten kann.

Aber so eng der Alkoholismus mit der geistigen und leiblichen Not der Massen zusammenhängt,

so notwendig ist seine Bekämpfung schon jetzt — trotz aller Hemmungen der Gegenwart. Die Arbeiterklasse braucht alle ihre Kraft für den wirtschaftlichen und politischen Kampf, sie darf ihren Kulturwillen, ihren Bildungsdrang, ihr Streben nach edleren Lebensformen niemals abstumpfen. Sie muß gerade jetzt, wo die Reaktion anstürmt, alles von sich fernhalten, was Ausdauer und Besonnenheit zu lähmen, Urteil und Gefühl zu trüben vermag. Weil der Alkohol diese Wirkungen ausübt, muß ihn die sozialistische Arbeiterschaft als ihren Feind betrachten!

In dem Alkoholgenuß der Massen ist nur ein profitgieriger Kapitalismus und eine herrschsüchtige Reaktion interessiert. Wir, die wir wollen, daß eine geistig und sittlich starke Arbeiterschaft eine höhere Kultur aufbaut, wir

Sozialisten müssen die Alkoholarke verabscheuen und mit Wort und Tat ihr entgegenwirken.

Von dieser Ueberzeugung durchdrungen, hat die Sozialdemokratie auf ihren Parteitagen wiederholt auf die Alkoholgefahr warnend hingewiesen und Wege zur Eindämmung des Alkoholismus gezeigt. Auch der letzte Parteitag hat eine Entschliessung angenommen, worin die Notwendigkeit gesetzlicher Massnahmen und großzügiger Aufklärung durch Wort und Bild betont wird. Diese Beschlüsse gilt es durchzuführen.

Genossen! In dieser Zeit steigenden Alkoholverbrauchs rufen wir Euch zu:

Haltet den Alkohol fern von Euren Sitzungen, Versammlungen und Kundgebungen!

Schafft alkoholfreie Volkshäuser und Jugendheimel!

Berringert die Trinkgelegenheiten, wo Ihr könnt!

Verbreitet immer wieder Aufklärung über die großen Schäden des Alkoholismus!

Unterstützt das Werk des Arbeiter-Abstinenz-Bundes, der seit Jahren tapfer gegen die Trinksitten ankämpft!

Lore Agnes. Clara Bohn-Schuch. Dr. Alfred Brauntal. Prof. Grotjahn. Dr. Paul Herz. Gustav Hoch. Otto Janssen. Marie Juchacz. Paul Löbe. Dr. Kurt Löwenstein. Toni Pfälf. Dr. Raddbruch. E. Schreck. Toni Sender. W. Söllmann. Dr. Hildegard Wegscheider. Rud. Wiffell. Mathilde Wurm.

Im Thüringer Wald

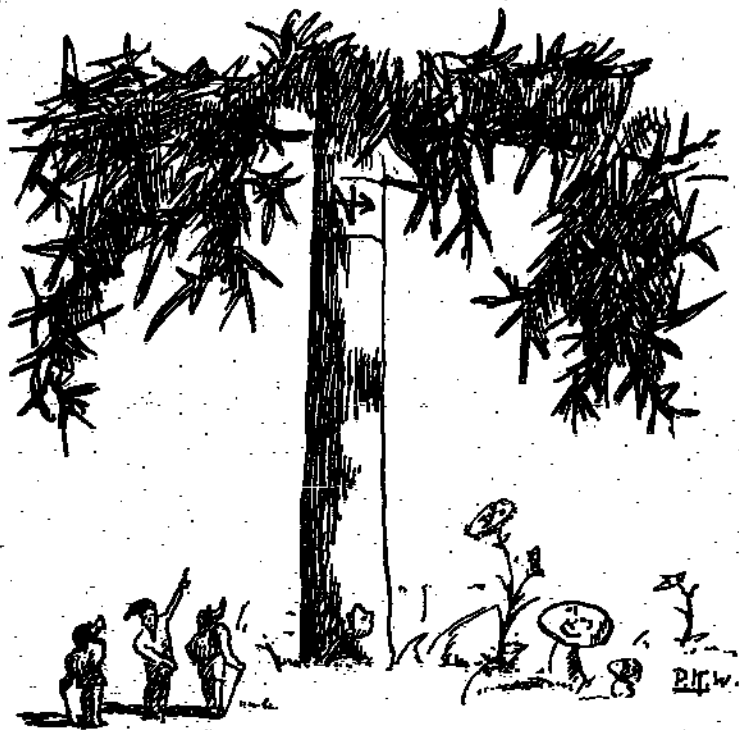
Nicht allzuoft finden wir Naturfreunde ein so wechselreiches und schönes Wandergebiet wie unseren Thüringer Wald. Wohl sind wir frei von der sogenannten Vaterlandsliebe, aber ich glaube, wir lieben unsere Heimat nicht weniger. Wie es den Naturfreund der Alpenländer immer wieder in das Hochgebirge zieht, so suchen wir jede freie Stunde in unseren herrlichen Thüringer Bergen zu verbringen. Denn wer einmal Gelegenheit hatte, die saftig grünen, von klaren Bächen durchzogenen Täler zu durchwandern, den stillen und doch so viel erzählenden Hochwald kennen zu lernen, und wer dann von hoher Warte den Blick über die in ihrer Schönheit so farbenreiche, unbeschreibbare Landschaft schweifen lassen konnte, der wird Thüringens Berge nie mehr vergessen können. Um dieses zu betätigen, will ich die Eindrücke einer schönen Naturfahrt niederschreiben.

An einem Samstagabend brachte uns das Dampfrohr über Buttha durch das industriereiche Tal des Erbstromes nach Ruhla, das sich schon in dichte Dämmerung gekleidet hatte, als wir dort dem Zug entstiegen. Unser Ziel für diesen Abend war der Auerhahn, das Wanderheim der Naturfreunde in Ruhla. Da unterdessen die Dunkelheit eine genauere Orientierung erschwerte und wir keinen ortskundigen Führer bei uns hatten, waren wir froh, endlich den richtigen Weg gefunden zu haben. Tiefes Schweigen umgab uns bei dem Aufstieg, nur selten von einem

auffliegenden Nachtvogel gestört. Leise rauschte der Wind in den Wipfeln, unter denen unser Weg uns nach kurzer Wanderung den ersten Lichtschein des nahen Heimes sehen ließ. Begrüßt von dem fröhlichen „Berg frei“ der anwesenden Genossen erreichten wir dieses bald. Bei munteren Unterhaltungen verfloß die Zeit und wir mußten unsere Lagerstatt auffuchen, um uns durch kurzen Schlummer zu stärken. Die aufgehende Sonne fand uns schon an der nahen Quelle, wo wir uns mit kaltem Bergwasser erfrischten. Unterdessen wurde in der Hütte Kaffee gekocht, und wir schauten diese einmal bei Tageslicht an. Sie ist ungefähr zehnmal sechs Meter im Geviert, ist außen mit Baumrinde beschlagen und hat ein Ziegeldach, auf dem stolz der Namensvetter, ein Auerhahn aus Holz, thront. Für die Unterkunft besitzt die Schutzhütte zwei getrennte Zimmer, deren kleineres den Aufenthaltsraum, mit Herd, Tisch und Bänken, das andere den Schlafraum mit den übereinanderliegenden Lagerstätten bildet. Die Hütte liegt am Rennsteig in einer Höhe von 700 Metern und ist von einer schönen, vielbesuchten Landschaft umgeben. Durch Pachtvertrag erwarben die Ruhlaer Naturfreunde vom Staate dieses vormals als Jagdhütte verwendete Schutzhäus; hoffentlich wird es noch vielen auf ihren Fahrten sichere Unterkunft gewähren. Um sechs Uhr verließen wir das gastliche Dach und wanderten ein Stück den Rennsteig, um dann quer über

die Birkenheide den tiefliegenden, von silbernen Bächlein durchheilten Schweinaer Grund zu erreichen. Diesem folgten wir bis Schweina und besichtigten Schloß Altenstein, das im englischen Renaissancestil erbaut ist, mit seinem herrlichen Naturpark. Da beides noch dem ehemaligen Herzog von Meiningen gehört, ist es bloß zu bestimmten Zeiten geöffnet, was sehr zu bedauern ist der Schönheit des Parks wegen. Hierauf sahen wir uns die nahe bei Schweina gelegene 200 Meter lange Altensteiner Höhle an, die 1798 entdeckt wurde und in der man Knochenreste von Höhlenbären fand. Besonders sehenswert ist das durch einen Kahn erreichbare hohe Gewölbe mit dem klaren Wasserspiegel

hundertern — die Burg wurde 1566 zerstört — noch zugegangen sein, und jetzt ist alles dahin; nur kahle Mauern erinnern an längst vergangene Zeiten: Werden und Vergehen — wie alles auf dieser Erde. Ein hochgelegener Aufstieg ließ uns die wildromantische Ruine betreten, und nun erschloß sich unserem Auge ein herrliches Panorama. Wogende Buchenwälder, vermischt mit Nadelholzbestand, und dazwischen hohe, dem Grün des Laubes schroff entgegenstehende Felsengruppen wurden sichtbar. Hügel reiht sich an Hügel, Berg an Berg, und dazwischen Wiesen, Felder und Aecker, von fleißigen Händen bebaut, um dem kargen Boden den notwendigen Lebensbedarf abzurufen. Im Süden öffnete sich dem Auge



eines kleinen unterirdischen Sees und der Musfikerkugel, auf der bei besonderen Anlässen Konzerte stattfindet. Die Höhle liegt in einem breiten Zechsteinzug, der sich am Südfuß des Thüringer Waldes hinzieht. Man findet hier besonders schöne Zechstein-Felsformationen, z. B. Morgentor, Blumenkorb usw., die aus der Tätigkeit von Mooskorallen (Bryozoen) im Zechsteinmeere entstanden sind. Kurz vor Liebenstein verließen wir die Landstraße und schwenkten links in einen Waldweg. Durch hohen, stillen Buchenwald gelangten wir zu dem Felsentheater, das nach den kullissenartig aufgebauten Felsen so benannt wurde, und sahen bald darauf die fast ganz von Bäumen verdeckten Mauern der Burg Liebenstein vor uns. Wie glanzvoll mag es in der Burg vor Jahr-

das ebene, fruchtbare Land des Merratales, dessen Hintergrund die am Horizont scharf und deutlich hervortretenden Gipfel der hohen Rhön bildeten. Bekannte und unbekannte Ortschaften schauten wir, und unwillkürlich gedachte ich eines Verses von Emil Ritterhaus:

Nun bin ich auf den Berg gestiegen
Und schaue rings ins Land hinein.
Im Sonnenschein die Täler liegen,
Die Berge deckt der Sonnenschein.
Im Sonnenschein die Falter scherzen,
Im Sonnenstrahl blüht der Quell,
Und in der Brust, im tiefsten Herzen,
Wird's wieder licht und sonnenhell!

Nach kurzer Rast in der warmen Sonne ging es abwärts auf verschlungenem Pfade nach Lieben-

stein. Seit dem 16. Jahrhundert bekannt als Badeort, hat man jetzt festgestellt, daß dort die stärkste Eisen-Mangan-Arsenquelle Deutschlands ist. Zufällig mündete der Weg gerade in den Garten eines Sanatoriums, und von den erstaunten, meistens sogar mißliebigen Blicken der Kranken Reichen verfolgt, verließen wir diesen, um den Ort schnell hinter uns verschwinden zu sehen. Viel besser wäre es jedenfalls, wenn statt der Schieber und Kriegsgewinnler, die dort ihr Geld verprassen, franke Arbeiter, die ihren Körper in den Fabriken ruiniert haben, die Trink- und Bädekuren sowie den Kuraufenthalt in der herrlichen Umgebung genießen könnten. Abwechslungsreiche Wege führten uns bald durch Ge-
sträuch, bald über blumige Wiesen, an einer Schwebebahn zur Beförderung von Brauneisenstein vorbei, nach dem idyllisch gelegenen Dörfchen Laubenbach und bergan weiter zum Trusentaler Wasserfall. Von hoher Felswand sahen wir tief unten das Trusental, und über steile Felstrep-
pen kletterten wir hinab. Dieses Stück des Trusentales wird mit Recht eines der schönsten in Thüringen genannt.

Schon aus der Ferne hört man das Rauschen der 50 Meter herabstürzenden Wassermassen, und ist man am Fall selbst, so wird man nicht müde, dem Spiel des Wassers und der Sonnenstrahlen zuzusehen. Daß ist ein Bogen und Plätschern, ein Schäumen und Rieseln, überall tropft und stäubt das im Sonnenschein wie Gold funkelnde nasse Element. Man kann auch an der linken Seite des Falles auf gehauenen Stufen emporsteigen und ihn von der Seite sowie von oben herab betrachten. Uebrigens wird der Fall künstlich, durch abgeleitetes Inselfwasser, gespeist, was jedoch seiner Schönheit keinen Abbruch zu tun vermag, da dies ja meistens nicht bekannt ist.

Der rebellierende Magen erinnert uns an die Pflichten ihm gegenüber, und eine längere Mittagsgast mit allem, was drum und dran ist, ließ uns alles andere für einige Zeit vergessen. Kräftigend und neubelebend wirkte ein frisches Bad in dem klaren Wasser der Truse, und frohen Mutes ging es weiter durch das anmutige Trusental, durch Brotterode, nach dem kleinen Inselfberg. Zurückblickend überfahen wir noch einmal Brotterode mit seiner malerischen Umgebung, und vorwärts grüßte links hoch droben der große Inselfberg mit seinen Aufbauten. Leider konnten wir ihn nicht mehr besuchen, da unsere Zeit zu kurz bemessen war. Bevor wir zur Grenzwiese kamen, erquickten wir uns an einer

Quelle, und dieser Trunk Wasser mundete besser, als den vielen, die dort saßen, ihr Glas Bier. Zwischen Laub- und Nadelwald hindurch führte unser Weg, und immer gab es etwas zu sehen oder zu hören. Andächtig lauschten wir den jubelnden Vogelstimmen, jedoch auch sie vermochten die scheidende Sonne nicht zurückzuhalten, und uns mahnten sie zu schnellerem Scheiden. An der Lanzbuche zogen wir vorbei, wo sich der Sage nach zur Walpurgisnacht die Hexen sammeln, um auf ihren Besen nach dem Brocken zu reiten. Den schönen Ungeheueren Grund hinab begleitet uns ein murmelndes Bächlein. Jedoch verdient er diesen Namen wirklich nicht, trotz der hohen himmelwärts strebenden Lannen. Nach einem Gruß aus der Ferne zum Schloß Reinhardsbrunn hinüber gelangten wir gerade noch rechtzeitig zum Bahnhof Reinhardsbrunn.

Im engen Abteil des Zuges, der uns der Stadt zutrug, überdachte ich nochmals die heutige Wanderfahrt. Ein schöner Tag, so frisch und frei, so sonnig und klar, war zu Ende gegangen; viel zu schnell für uns. Wir hatten wieder ein Stück unserer so weiten, gewaltigen Natur gesehen, kennen und lieben gelernt. Das Gedenken an die in Freiheit und Ungebundenheit verlebten Stunden wird uns stets ein Licht in trüben Arbeitstagen und die Hoffnung auf folgende, vielleicht noch schönere Wandertage sein. Ungläubig werden die meisten uns noch Fernstehenden mit dem Kopf schütteln, wenn wir ihnen von der Wunderkraft und der Wunschlosigkeit erzählen, die wir durch die Natur in uns aufnehmen und durch sie empfinden. Wie werden sie fast alle mit Ausflüchten kommen, wenn wir sie auffordern, doch einmal mit uns in die freie Natur zu ziehen, und werden sich lieber in die Kneipe setzen, als uns folgen. Und wie viele handeln falsch, wenn sie in den Wald ziehen mit Masikkapellen und dergleichen mehr und nur den heiligen Frieden dortselbst stören. Diesen allen müssen wir zeigen, was ein wahrer Naturfreund vermag. Müßte uns nicht bange werden vor der Masse unserer Arbeitsbrüder, die heute noch gegen uns stehen? Nein und nochmals nein, immer frisch voran! wenn jeder Naturfreund im richtigen Sinne seine Pflicht tut, dann werden wir auch den Segen unserer Arbeit ernten und noch mehr als wie bisher eine der ersten Reihen im Kampf um die Freiheit der Menschheit sein.

Mit „Berg frei“

Walter Wittmer, Gotha.

März-Wanderung

Am Vorabend der Wanderung, Wege durch Straßen der Großstadt:

Wie bunt die Straßen sind. Wenn du in der Elektrischen fährst, dann gleiten schnell die farbigen Fäden an deinen Augen vorüber: Große Warenhäuser, Schuhladen, Bäckerladen, Fleischerladen, Toiletten- und Schreibwarengeschäfte, Cafés und schreiende Kinos. Dort, an der Ecke der grauträumenden Häuserwand, öffnet der Briefkasten rechts und links seinen Mund. Soeben wird er geleert. Wie gleichgültig der Mann seinen Briefsack unter die Arme nimmt, und doch, wieviel buntes Leben liegt da nebeneinander: Not- und Freudeschreie, Hunger und Liebe, Lust und Leid, gezügelte Triebe, entfesselte Leiden-

los sind sie im Unwissen. Nichtsahnend spielen sie dauernd auf der Grenze zwischen Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit. Ihre kleine Seele weiß nichts von den großen Widersprüchen dieser Welt. Ein Schrei, aus den Flügeln der Lunge gepreßt, war das erste Zeichen ihres Lebens — —

— — — dann Schlaf — tief, tief in den Grund unbekanntem Lebens.

Am frühen Morgen frisch und froh den Leib in den strömenden Schoß der Luft getaucht. Am Weg durch die Stadt singen die Spatzen im weinrebumrankten Giebelbach. Liebe und Haß, Wimmern und Weinen gequälter Leiber, Lachen und Zauchzen, kristallines Licht und stumpfe Finsternis krampfhaft zwischen die Straßen der



schaften. Bunt sind die Straßen, bunt ist das Leben, bunt sind die Menschen. Mit lauter bunten Fäden ist ihr Körper bedeckt und sehnt sich doch nach Sonne. Schön ist der Menschen Buntheit nicht. Gehst du aber hinaus, weg von den stinkenden Fabriken und schweißstriefenden Häuserblöcken, dort wo die Wiesen in reiner Farbenfülle sich dehnen und der Wald mit stummem Lächeln Ausschau hält nach Sonne, Regen und Wind, da fühlst du, diese unendliche Buntheit ist Schönheit zugleich. Nun aber sind die Straßen und das Leben, das durch diese Enge der Häuser getrieben wird, nicht immer bunt. Gedrückt und öde wird es von grauen Nebeln umspült. Grau ist es auch im Innern der Menschen. Grau sind auch die Spiele der Kinder und die Willkür ihrer Gedanken. Sie drücken den Stillen beiseite und höhnen ihn im Uebermut ihrer Lust. Schuld-

Großstadt geschüttet liegt hinter den zwei Wanderern. Auf wölbt sich der Dom mit Himmel und Erde, mit Sommer und keimendem Grün; und das Auge trinkt. Blick auf die Rinde von Stern unter Sternen. Die Augen unendlich tief aufgerissen, der Schau dieses Kelches Erde verbunden. Weit, weit wandern durch fließende Stunden und sonnigen Morgen zur Sonnenmittagsöhe. Auf den Thron des Tages hinauf, hinauf auf die Berge. Zwei Menschen wandern. Sonntags die Freiheit des nackten Körpers von allen Phasen des Erlebnisses durchglüht: Her mit der Schönheit und Fülle der Pracht, ich will dich in meine Arme zwingen, will dich und mich umfassen. Und die Stimme der Welt, die sich sammelt aus allen Sternen der schwingenden Bahn, aus Blumen und meerumspülten Kontinenten, bevölkert von schwarzen, gelben,

braunen, weißen Leibern, von Christen, Juden und Heiden, diese Stimme der Welt, die sich sammelt aus allen Kolbenstößen der Lebensmaschine, sie schreit, brüllt, bittet, fleht: Mensch sein mußt du. Schweiß dein Herz mit der Blut, die das Weltall erfüllt. Sei Mensch, nur Mensch und immer wieder Mensch! Berufung ist: zu gebären. Aber greife nicht aus dem Schoß des Leibes zur kleinsten Frucht, um die Erde damit voll Blut zu tränken. Tiere der Erde haben das Blut der Vergangenheit gesoffen und die Gedärme der Leiber aus dem Menschenschlachthaus der Kriege zu den Sternen gesprüht; aber das Heute, Gegenwart, Jugend donnert, brüllt: Wir wollen nicht Blut aus Kriegen, in denen Natur, Völker, Rassen oder Kontinente gegenüberstehen; und dieser Wille zwingt — Mensch zu sein. Feind ist nirgends. Mensch ist rings. Nur der Mensch gilt; um den Menschen kreisen alle, alle und alle letzten Gedanken. Vom Thron des Tages blicken wir in keimendes Grün und schwarzes Gestrüpp in den Strudel, der am Fuße der Berge kocht. — Am Fuße der Berge, da glüht Fanatismus, da glüht Haß der Nationen und Rassen. Liebe ist nimmermehr. Aber — dieser Haß wird an sich selbst zu Grunde gehen und mit ihm jene, welche seine Diener sind. — Nur nicht auf Wege treffen, die um die Berge gehen, daß einer um des anderen Willen seinen Glauben an das Leben aufgibt. Mit Mut und Willen zur Höhe, den Gipfel der Berge unter den Füßen sich einander entgegengebracht und Mensch sein wollen. Gefährtin irgendwo, sag, welche Mutter möchte da Gebärmaschine dem Kriege sein? Frei müssen alle Kinder aufwachsen, zum selbständigen Denken und zur Selbstverantwortung vor allen Dingen, die das Universum birgt. Eines nur aber müßt ihr ihnen geben: den Menschen lieben, furchtbar aber den Krieg zu hassen. Furchtbar ist das Tal der Hölle. Massengräber,

Sterben und ewige Nächte lauern dort. Aber Berghöhe und Gipfelglück gibt dir alles: Freies Wollen, freies Wissen, Nacktheit und Aufstieg.

„Wir auf der Höhe sterben nicht,
wenn einer fällt
so leuchtet seine Tat;
drum sind wir ewig,
wir, so lang die Sonne strahlt —
die aber singt:
Den Schwachen Tod,
den Starcken Licht und Sonne.“

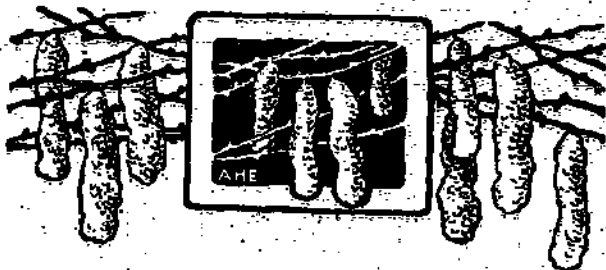
Und Sonne neigt sich, der Mittag des großen Willens und freien Gedankens neigt sich unwiderruflich.

Dämmerung.

Wie eine runzlige Alte, die die letzten Tropfen Licht sammelt, schleicht die Dämmerung aus den Tälern über Berge hinter die Horizonte der Nacht. Abendfrieden legt sich über die Landschaft. Man hört die Stille. Sie zwingt zur Andacht. Der Blick nach außen wendet sich nach innen. Schweigen zwischen den zwei letzten Orten der Wanderung und dennoch fühlbar die Nähe des andern. So fühlbar, daß das Schweigen zu sprechen vermag.

Jegendwo blüht die Stunde, wo das Schweigen zur Gefährtin spricht; Unser Leben harret der Gestaltung, in ihr offenbart der Mensch sein Künstlertum; von ihm gilt das Wort eines großen Meisters: „Betreibst du eine Kunst um des Erwerbes willen, so bist du ein Handwerker; pflegst du sie um des Könnens willen, so bist du ein Dilettant; meisterst du sie aber, um deinen Nächsten auf die unwiderstehlichste Art zu deiner Seligkeit oder Unseligkeit mitzureißen, nur dann bist du ein Künstler. Den Handwerker kann man achten; den Dilettanten bewundern; aber nur den Künstler kann man, muß man lieben oder — hassen.“

Werner Martin, Erfurt.



Die Sonne hat gesiegt

Die Sonne hat gesiegt! —
 Sie hatte heuer leichtes Spiel,
 Das ändert aber nicht so viel,
 Es bleibt dabei:
 Der Winter ging zu schanden,
 Der Frühling ist erstanden,
 Das Leben ringt sich wieder frei —
 Die Sonne hat gesiegt.

Die Sonne hat gesiegt! —
 Bald steht die Welt in Blüt' und Blust,
 Weit dehnt das Herz sich in der Brust
 Und jauchzt im Lied.
 Wir wandern Seit' an Seite,
 Die Hoffnung als Geleite,
 Und leicht und federnd fließt der Schritt —
 Die Sonne hat gesiegt.

Die Sonne hat gesiegt! —
 Es blüht ein Blümlein Uebermut,
 Das pflückt' ich keck mir an den Hut,
 Du siehst mich an —
 Willst du mir's übelnehmen?
 Dann kannst du dich mal schämen,
 Ich hab' doch meine Freunde dran —
 Die Sonne hat gesiegt.

Max Unger, Saalfeld.

Sonnenaufgang

Die Nacht entweicht auf dämmergrauen
 Schwingen,
 Im Osten glüht ein schmaler, gelber Saum;
 Ein leises Klüstern raunt von Baum zu Baum —
 Leicht prüft der Wind die morgenhellen Schwingen.

Horch! — singend, klingend, auf des Liebes
 Schwingen
 Verliert ein Kerchlein sich im blauen Raum;
 Sieh — schattengleich entschweben Schlaf und
 Traum;
 Das Leben breitet morgengold'ne Schwingen.

Erwartungsfroh hält es den Atem an;
 Aufspringt der Tag mit schlummerroten Backen,
 Schwingt sich aufs Ross und läßt die Blicke
 schweifen.

Ein Leuchten fliegt um schwarze Felsenacken,
 Die Peitsche blizt — das Feuerross springt an,
 Um funkenstiebend, brausend auszugreifen —
 Und siegesjubelt fliegt es durch die Bahn.

Max Unger, Saalfeld.

Tragit

Max Unger, Saalfeld.

Hohe Ziele
 Verfolgen — ach — wie Viele!
 Aber die Meisten bleiben am Wege liegen,
 Und derer, die siegen,
 — Jeder von ihnen ein König —
 Sind — ach — wie wenig.

Freie Liebe

Es ist sehr zu begrüßen, wenn ein Revolutionär seine Theorien in die Praxis umzusetzen versucht, und wenn dabei noch besondere Widerstände, Hindernisse und schwere Gefahren zu überwinden sind, so wirken seine Taten geradezu vorbildlich. Auf keinem Gebiet aber ist es so leicht und ungefährlich, von der Theorie in die Praxis überzutreten, als auf dem der freien Liebe. Da überwiegt das Vergnügen und die zu erwartende Geschlechtslust bei weitem die Gefahr, die sich der Befriedigung solcher Triebe in den Weg stellt; denn auch die kapitalistische Gesellschaft hat trotz ihrer bigotten moralischen Anschauungen, die sie öffentlich zur Schau trägt gegen den inoffiziellen, außerehelichen Geschlechtsverkehr, der freilich nicht als freie Liebe angesprochen werden kann, wenig oder gar nichts einzuwenden.

Weil kein besonderer Mut dazu gehört, soll niemand verwehrt sein, auch auf diesem Gebiete sich praktisch zu betätigen, aber er muß sich seiner Verantwortung und einer höheren moralischen Auffassung dabei bewußt sein, denn wodurch würde er sich sonst von den Lüstlingen und geschlechtlichen Freibeutern der Bourgeoisie unterscheiden? Er darf nicht vergessen, daß die Liebes- und Geschlechtsverhältnisse aufs engste mit den sozialen Zuständen verknüpft und revolutionäre Handlungen auf diesem Spezialgebiet zunächst noch einseitiger Natur sind und keinesfalls einen Maßstab bilden für die Brauchbarkeit und Tüchtigkeit im allgemeinen sozialen Revolutionskampf. Annähernd freie Liebesverhältnisse sind schon jetzt möglich, während leider vorderhand die ganzen übrigen Zustände unserer verderbten kapitalistischen, hab- und machtsüchtigen Gesellschaft bestehen bleiben. Aber aus diesem Zwiespalt ergeben sich äußerst schwere Konflikte. Wer also heutzutage, ganz gleich ob Mann oder Weib, sich auf den hohen Standpunkt freier Liebe erheben will, der muß von einer so edlen Moral und erhabenen Verantwortlichkeit erfüllt sein, daß er gerne und freudig entschlossen ist, alle aus jenen Konflikten resultierenden Konsequenzen auf sich zu nehmen.

Was ist Liebe? Liebe ist freiwillige Hingabe, ein Sich-einsfühlen mit denen, die man liebt, ein Gefühl, das die Menschen drängt, sich mit den Geliebten aufs innigste zu vereinen. Jeder materielle und geistige Zwang, dem sie ausgesetzt ist, verletz und trübt ihre Reinheit und

Freiheit. Stehen wir aber in gegenwärtiger Zeit nicht alle unter einem schweren materiellen und geistigen Zwang, der erst beseitigt werden müßte, ehe eine wirklich freie Liebe möglich ist? Häufig, nur allzu häufig verzerrt sie sich in unserer Zeit unter der Wirkung dieses Zwanges in jenes Häßliche, was man in Bürgerkreisen als freie Liebe anspricht, das aber nichts anderes ist als Perversität und Käuflichkeit. In Arbeiterkreisen, wo die Spannung zwischen der offiziellen und der heimlichen Moral nicht so groß ist wie beim Bürgertum und man sich ehrlicher zu seinen Trieben bekennt als dort, wo aber dafür die Abhängigkeit von den materiellen Verhältnissen eine um so größere ist, steigert sich die Verantwortung für den, der das Gebiet der freien Liebe betreten will, gewaltig.

Sehr oft wird Liebe mit Geschlechtsgier verwechselt und mancher oder manche halten sich für sehr freigeeint, wenn sie die hemmungslose Befriedigung dieser Geschlechtsgier praktisch durchzusetzen versuchen. Von Freiheit läßt sich da nur in sehr einseitigem Sinne reden, während Liebe, die alles rechtfertigt, dabei überhaupt nicht in Frage kommt; denn lieben kann man nur denjenigen, den man achtet. Der freie Geschlechtsverkehr ist noch lange keine freie Liebe. Wir sind davon entfernt, einer abgeschmackten Prüderie das Wort zu reden, so wie wir anderseits die gegenwärtige Form der Liebe und des Geschlechtsverkehrs mit seiner Doppelmoral aufs schärfste verdammen, im Gegenteil, wir freuen uns über jedes gute Beispiel, und es gibt solche! Aber es muß wirklich ein gutes sein! Wenn „freie“ Liebe jedoch sich in den Schmutz von Heimlichkeiten flüchtet, wenn sie allen Beteiligten und vielleicht sogar armen Kleinen Unheil und Verderben bringt, oder wenn sie durch Noheit in Unflätigkeit ausartet, dann muß man schon fragen: Wo bleibt da die Freiheit? Wo blüht da ein Glück? Denn letzten Endes muß doch das Streben eines jeden Revolutionärs darauf abzielen, das Glück der Menschheit zu fördern und das Leid immer mehr auszuschalten.

Wären die Menschen nicht so gefühllos, die Welt wäre schon längst umgekrempt und aller Wust an Engherzigkeit, Gedankenlosigkeit, Dunkel, Egoismus und was es sonst noch an tyrannisierenden Gelüsten unter den zivilisierten Säugtieren gibt, wäre aus dem sonst so schönen Tempel unserer Allmutter weggefeht. E. Madlung, Erfurt.

Erinnerung an das Siebshaus

Es war Mitte August 1924. In unserer Stadt feierte man das Kirchweihfest. Um dem tollen Treiben zu entfliehen, zog ich es vor, auf Tour zu gehen. Das Saale- und Schwarzatal war mein Ziel. Dort wollte ich meine Kirchweih verleben. An einem Sonnabend war Abreise. Es hatte sich unterdessen noch ein Genosse bereit erklärt, die Fahrt mitzumachen. Die Uhr vom Kirchturme hatte soeben 4 Uhr morgens verkündet, da machten wir uns auf die Beine. Wir liefen bis nach Ernstal, dort stiegen wir in die Bahn und fuhren bis Saalfeld. Von dort aus wanderten wir auf Schusterstrappen immer der Saale entlang bis nach Rudolstadt. Mit dem 5-Uhr-Zuge fuhren wir dann nach Kahla. Als

so fragen wir uns. Freudig begrüßten uns frohe Menschen mit einem „Berg frei“. Wir legten unsere Sachen ab und nahmen erst einmal einen kräftigen Imbiß. Denn durch das viele Laufen bekamen unsere Magen ziemlich Luft. Als wir gespeist hatten, beschauten wir uns das Heim mit seiner Umgebung. Ein recht friedliches Plätzchen. Ringsherum Wald, vor dem Hause liegt ein schöner Teich, der eine gute Badegelegenheit bietet. In diesem Sommer soll er auch zum Baden hergerichtet werden. Auch für Spiel und Volkstanz ist noch genügend Platz vorhanden. Nebenan befindet sich noch ein kleines Gebäude. Dieses ist als Massenquartier für die männlichen Besucher hergerichtet. Mit Nacht brach



wir ausstiegen, begrüßten uns schon Kahlaer Genossen mit einem herzlichen „Berg frei“. Sie zeigten uns den Weg, der nach dem Siebshause führte. Nach einstündigem Marsche waren wir dort angelangt. Der Weg ging immer durch den Wald. Uns kam es vor, als hätten wir einen falschen Weg eingeschlagen, denn immer warteten wir auf den Augenblick, da unsere Augen das Heim erblicken sollten. Als wir nun so dahintippelten, sahen wir einen lichten Platz; da auf einmal lag vor uns das schöne Haus. Wir hatten noch nie ein Naturfreundeheim in Wirklichkeit gesehen, waren deshalb ganz erstaunt über dieses Stückchen Erde. Es war, als beträten wir ein Heiligtum; ein sonderbares Gefühl zog durch meine Brust. Nie hatten meine Augen eine solche Ruhestätte gesehen. Hier sollen wir uns erholen vom wilden Getöse des Alltags,

nun die Dunkelheit das Tageslicht entzwei. Auf den Bänken hatten sich Pöfnecker und Apoldaer Genossen niedergelassen, zu denen gesellten wir uns. Am nächsten Tage sollte ein Hüttenfest stattfinden welches auch gut besucht war. Noch nachts um 9—1/2 10 Uhr kamen Besucher an. Ringsumher lag nun schwarze Nacht, holder Frieden herrschte auf diesem Fleckchen Erde. Es war mir, als wäre Ruhe eingetreten nach all dem harten Lebenskampf, den wir Arbeiter zu führen haben. Kein Haß, kein Streit. Ein recht harmonisches Erleben. Oben auf der Veranda ertönten die Saiten einer Gitarre, begleitet von den schönen Stimmen einiger Genossinnen. Sie sangen Volkslieder; das Klang so zauberhaft schön inmitten dieser dunklen Nacht. Diese Nacht auf dem Siebshause werde ich nie vergessen. Welch ein Unterschied zwischen Kirchweihrummel und

einer Nacht im stillen Walde. Schlag 10 Uhr war Schlafenszeit. Unter großem Lachen und Humor schliefen wir ein: Zenaer, Apoldaer, Pößnecker, Eisenberger und wie all die anderen Ortsgruppen hießen. Keinen einzigen kannten wir davon. Und alle sind wir Genossen. Und dennoch sind wir Eins. Es wurde nun geschlafen bis früh um 7 Uhr. Am Leiche nahmen wir die Erfrischung unseres Körpers vor. Dann wurde ein großer Topf Kaffee gekocht. Die Zahl der Festbesucher hatte unterdessen sehr zugenommen. Jung und alt beider Geschlechter war vertreten. Aber eine Freude herrschte unter diesen Menschen, geradeso, als wären sie wirklich frei. Und wir sind doch noch so fest verkettet mit dem kapitalistischen Fronjoch. In der Nähe vom Leiche befanden sich Bloche, aus denen hatten sich einige junge Genossen eine Schaukel hergestellt. Diese war nun unsere Belustigung am ganzen Vormittag. Und so war es, ehe wir es ahnten, Mittagszeit. In der Küche war reger Betrieb. Es wurde gekocht und gebacken, daß es nur so eine Freude war. Mein Wandergesährte und meine Wenigkeit kochten uns einen mächtigen Topf Dampfnudeln. Am Nachmittag nahm das eigentliche Fest seinen Anfang. Die Mädels und Burschen führten Spiele und Volkstänze auf. Eine besondere Freude für alle Besucher war das

lustige Heidelbeerkuchenessen. Ich hatte etwas abseits gestanden und suchte nach meinem Gefährten. Da auf einmal sah ich, daß der Kerl mit am Kuchen saß. Ein Volkstanz nach dem andern wurde aufgeführt, die Zeit verrann und es war die Stunde gekommen, da wir uns wieder trennen mußten vom schönen Siebshause. Wir packten unsere Sachen und traten die Weiterreise an. Zu gern hätten wir noch einige Stunden hier verweilt. Das Siebshaus war für uns eine wahre Stelle, an der wir uns erholt hatten von all dem wilden Treiben der Fabrik. Es wird auch jedem anderen Genossen und jeder Genossin ein Ort zur Erholung sein. Still und tiefergriffen von der Gemeinschaft jener Menschen zogen wir dahin. Noch auf dem Heimwege gedachten wir an jene Stunden. Ich wünsche nur jedem Genossen und jeder Genossin, daß es ihnen einmal vergönnt ist, einige Stunden ihres Lebens auf dem schönen Siebshause zu verbringen. An diesem Orte sind wir fern von allem Leid und Trug der Gesellschaft, hier herrscht Frieden und edler Gemeinschaftsgeist. Das große Band der Gemeinschaft und das Streben nach der edlen Harmonie des Lebens ist doch das höchste Ziel, nach dem wir Proleten alle verlangen. Dieses soll auch uns Naturfreunden als Ziel vorleuchten.
Fritz Luthardt, Steinach.

Am Scheidewege

— Und wieder ist es an der Zeit, da maßlos in gar reicher Fülle der Frühling seine Blüten streut. Und höher steigt die Sonne, der Erde neues Leben spendend. —

Wenn ich am frühen Morgen der Qual neunstündiger Fron entgegenschreite, grüßt mich der rote Schein, der fern im Osten aufglimmt. Er kriecht über die Häuser und Mietskasernen an grauen Mauern entlang, über ruhige, qualmende Schloten und brennt in den Scheiben der großen, staubigen Säle, die schweißhungrig der Mädchen harren, die des Tages hier, gebeugt an langen Tischen, getrieben von der Peitsche des Akkords, mechanisch flink die Hände regen. —

Doch weiter fließt der helle Schein und lugt in jene Halle, wo er an jedem Morgen den schwächtigen blaffen Jungen grüßt, der dort am kalten Hebel steht und immer nur das eine tut: in kleine runde Scheiben Löcher schlägt. Zwanzigmal in der Minute schiebt die Maschine eine Scheibe unter die Stanze und zwanzigmal in der Minute sagt der Hebel, den der schwache Arm

des Jungen führt, „Knacks“, und im Hirn des Jungen sitzt es so fest, das „Knacks“, daß er es noch vermeint zu hören, wenn er des Abends todmüde auf sein Lager sinkt. —

Als ich durch das große, schwarze Tor schreite, gederke ich des Tages, da ich zum ersten Male mit hoffnungsfrohem Schritt ins Haus der Arbeit trat, um dann am Abend müde und zerschlagen, ruhig und mit staubgefüllten Lungen, wieder ausgelassen zu werden. Noch lange werden ich und du, wir alle es tun müssen, bis einst der müde Leib den letzten Weg ging oder bis wir

Und wieder ist es an der Zeit, da flügge Brut die Schwingen breitet, um dem Morgen entgegen ins Neuland zu fliegen. — Doch wie Märzschnee auf junge Blüten fällt, spannt hart mit spitzen Krallen, noch ehe der erste Flügelschlag getan, des Mammons graue Bürgerhand sich um die jungen Flügel.

Und wieder öffnet sich das ewig hungrige, fressende Maul der Fabrik und schluckt das junge

Leben mit all den tausenden Andern und speist sie des Abends wieder aus mit all den Andern, müde und entnervt. — — —

Und wieder werden sie hocken mit ihren Schwestern an langen Tischen in staubigen Sälen, rastlos gehetzt vom Afford. —

Und wieder werden sie stehen, die blaffen Jungens, hohlwangig, mit tiefliegenden, traurigen Augen an saufenden Riemen und zuckendem Hebel; selbstzuckender Hebel.

Die brennende Sehnsucht nach Licht und Sonne tief in der Brust vergrabend, werden sie neue Opfer moderner Sklaverei und untergeben in großen Meer ihrer flügelahnen Schicksalsgenossen mit jäh zerrissenen Träumen. Oder — —

Wir reichen ihnen die helfende Hand und sie schreiten mit uns zusammengeschweift durch die gleiche Fron und die einende Lat, vorwärts und aufwärts der Sonne entgegen, dem Neuland zu.
Alfred Zoll, Halle.

Schutz den ersten Blumen!

Schon regt sich, heuer früher denn je, die junge Triebkraft des Frühlings. Wer in die Berge zieht, findet schon erste Blumengrüße, Primeln, Schneeglöckchen und höher oben Schneerosen. Aber leider gibt es auch eine Unzahl von Menschen, die beim Anblick von Blumen in eine Art Kupfswut geraten und sich erbarmungslos auf den ersten Frühlingsgruß stürzen. Ganz besonders Schneerosen werden sinnlos ausgerissen, um bald verweltet den Weg in der Mistkübel zu finden. Jeder, der ein Freund

der Natur sein will, sei Mithelfer am Schutze der Natur. Er belehre junge Leute durch Erwecken des Sinnes für die lebendige Natur. Und wo nicht anders, müssen Spott und Wit helfen, das Beschämende eines solchen Vandalismus einsehen zu lassen. Mit „Ziegenfutter“ geschmückte Hüte oder gar Busen naturheimsuchender Männer und Frauen sind Zeichen tiefer Unkultur. Schließlich wächst die liebe Schneerose nicht, um einen Zacharias oder eine Anastasia vergeblich zu verschönern.

Ein lehrreiches Gespräch

„Ich verstehe nicht, daß Du fast jeden Sonntag einen Ausflug machst, meist ein Stück Bahnfahrt unternimmst, das kostet ja alles sehr viel. Ich könnte mir das nicht leisten.“

„So? Na, dann werde ich Dir sagen, wo meine Geldquelle liegt, Du kannst sie ohne weiteres auch benützen. Erstens einmal rauche ich nicht, was immerhin schon etwas Geld erhält. Denn rechne einmal deinen Samstag und Sonntag zusammen. Du gehst ins Gasthaus,

dann vielleicht noch ins Kaffeehaus. Was Du dort vertrinkst, vielleicht auch verzehrst, macht schon mehr aus als mein ganzer Sonntag. Außerdem fällst Du vielleicht auf ein Kino herein. Siehst Du, das erspare ich mir und gebe es für einen Ausflug aus. Außerdem wird Dir Dein Sonntag am Gesundheitskonto einen Abzug errechnen, ich aber bringe noch allerlei köstliche Geschenke mit. Hast Du mich verstanden?“

Allerlei

Bei der Hauptversammlung einer Jugendgruppe der Naturfreunde wurde folgender bemerkenswerter Antrag angenommen: Wer an einem Vereinsausflug teilnimmt, muß sich des Alkohols enthalten; übertreißt er dieses Verbot, bleibt er von weiteren Vereinsausflügen ausgeschlossen.

Wer das Naturfreunde-Abzeichen trägt, sei sich der Ehre und Verantwortung bewußt, Mitglied eines Vereins zu sein, der über 200 000 Mitglieder in allen Ländern der Erde zählt. Danach muß sich sein Benehmen richten und immer die Würde wahren, die dem Namen „Natur-

freund“ innewohnt. In dem Sinne ist vor allem die Naturfreundejugend zu erziehen und heranzubilden.

Die Summe von Arbeit der einzelnen Glieder gibt die Stärke und Größe des Ganzen. Deshalb muß jeder Teil seine Arbeit immer im Hinblick auf das Gesamte einrichten. Ein engherziger Standpunkt, der nur seinen engen Kreis sieht, schädigt das Ganze und kann schließlich die Auflösung des früher starken Körpers in kraftlose Teilchen herbeiführen. Die Geschichte der Uneinigkeit der Völker und Klassen zeigt diese grausame Wahrheit.

Der Sinn für das Ganze

Wer bei einer Blume nur die Staubfäden zählt, wird ihre Schönheit nie erkennen, wer nur die Einzelblume erblickt, übersieht die blütenreiche Wiese, und über dem Anblick der Wiese geht leicht der Eindruck der Landschaft verloren. Gleichwohl, Staubfäden, Blume und Wiese sind uns liebe Teile der Landschaft, sie beleben und befeelen sie.

Und so ist es auch bei einem jeden Organismus. Der Einzelteil an und für sich bleibt Bruchstück, seine Uberschätzung und Ueberhebung stört nur den Gesamtmechanismus. Das richtige Zusammen- und Zueinanderfügen der Glieder bewirkt den geregelten Gang des Ganzen.

In unserem Zeitalter der demokratischen Entwicklung birgt ein Mißverstehen des Selbständigkeitsbewußtseins manche Gefahren.

Große Organisationen, nach demokratischen Grundsätzen geführt, bauen sich aus vielen Untergruppen und Teilkörperschaften auf, die im notwendigen Umfang sich selbständig verwalten. Aber immer soll der Grundgedanke dabei Richtung geben, daß der geregelte und geordnete Teil am besten dem Ganzen nützt.

Nun liegt es in der Natur der Menschen, vielleicht spielt dabei ein urväterliches Unterbewußtsein mit, sich zu versippen, das heißt, seinen Wirkungskreis und die darin Mitarbeitenden schärfer abzuschließen, als notwendig wäre, und ihm eine übertriebene Bedeutung einzuräumen, damit die eigene Wichtigkeit in noch stärkere Beleuchtung gerückt wird.

Diesen Denkvorgängen sind dann alle Erscheinungen zuzuschreiben, wie Kleinbürgerei, Kirchturmpolitik, Verdorfung und das Vereinsmeiertum. Die also Befangenen sehen stets nur den engen Gesichtskreis und ihre Handlungen sind nur auf das Unmittelbare gerichtet.

Die satirische Kunst, Witz und Ironie haben hier schon reiche Funde gemacht und die also

gezeichneten Gestalten, besonders in deutschen Ländern arg verbreitet, sind ergötliche Vertreter in der Literatur.

Aber die Sache bekommt eine ernste Seite da wo der enge Kleinbürgerstandpunkt der Gesamtentwicklung hinderlich ist. Wo der separatistische Gedanke das Mäderwerk bremst statt zu beschleunigen. Wo der Bewegungsfreiheit des Ganzen Fesseln angelegt werden durch das Gelähmtsein am Einzelteil.

Die größte Gefahr liegt aber endlich in der Kraftvergeudung, die erfolgen muß in dem Zerflattern der Arbeitseinheit, im Nebeneinanderlaufen, wo der einheitliche Weg gewahrt werden kann.

Darum ist es von größter Wichtigkeit, den Sinn für das Ganze zu wecken, die Menschen lehren, ihre Kleinlichkeit zu überwinden und sich als wichtigen Teil der Gesamtheit zu fühlen. Diese Erziehungsarbeit wird aber besonders gefördert durch die Betrachtung der Natur. Die Gesetzmäßigkeit, alle Vorkommnisse in ihr, das Zueinandergreifen von Ursache und Wirkung, das streng Folgemäßige der Lebenserscheinungen, alles bietet lehrhaften Unterricht.

Der Kampf mit der Umwelt, um Erhaltung der Art, bedingt gegenseitige Hilfeleistung, das Aneinanderschließen des Kleinen, Schwächeren, um also Vielheit, Macht zu werden.

Aus solcher Erkenntnis heraus, belehrt von lebendigsten Beispielen der Natur, soll sich unsere Arbeitsform bilden, daß der kleine Kreis sich als Lebenszelle fühle und immer seine Aufgabe als wichtiger Anteil des Ganzen erkenne. Damit gewinnt die Idee des Angestrebten ihre reinigende und stärkende Kraft, aus dem bloßen körperlichen wächst der geistige Gehalt, und dieser muß schließlich den Gesamtorganismus durchfluten. „Lebe im Ganzen, wenn du lange dahin bist, es bleibt!“

A. C.



Ilmenauer Wandertage

Willy Ulrich, Ilmenau.

(Fortsetzung)

Weiter eilend gelangten wir zum Gabelbach. Kurz vor ihm, an einer Biegung der Chaussee, hat man eine herrliche Aussicht in das zu den Füßen liegende Schortetal. Es hat Natur

„— hier Berg an Berg gereiht,
die Hügel dann bequem hinabgebildet,
mit sanftem Zug sie in das Tal gemilbet,
da grünt's und wächst's.“ —

Nach einstündiger Wanderung auf der Rodelbahn erreichten wir Ilmenau.

2. Zum Kieselhahn.

Im lieblichen Ilmtal findet uns der Spätnachmittag auf einer Wanderung begriffen. Wie eine Schlange windet sich die Ilm durch das selbe hindurch. Ihre Ufer sind mit Erlen bewachsen, durch deren dichtes Blättergewirr der Blick nur schwer hindurchbringen kann.

„Meine Ufer sind arm, doch höret die leisere Welle,

Führet der Strom sie vorbei, manches unsterbliche Lied.“

Mit diesen Worten führt Schiller die Ilm unter seinen Flüssen ein.

Zur Linken erhebt sich die Hohe Schlaufe. Ihr schließt sich, etwas entfernt, der Höllkopf (612 m) an. Rechter Hand strebt die Sturmhaide empor. Vor uns bei Manebach steigt die Manebachswand in die Höhe und schließt so das Tal ab, welches hier eine fast rechtwinklige Biegung macht.

Ungefähr mittwegs verlassen wir den Hammergrund, wie das Tal an dieser Stelle heißt, und steigen bergan im Steinbachtal, einem kleinen Seitental der Ilm. Nachdem wir an einer Biegung das Tal verlassen haben, führt uns der Weg durch Schonungen am Bergeshang dahin. Kurz bevor uns der Hochwald aufnimmt, gestattet uns eine Lichtung einen Ausblick. Unten im Tal rauscht die Ilm. Gegenüber erhebt sich der Hangeberg (694 m). Aus dem dunklen Grün seiner Fichten lugt der „Schwalbenstein“ mit einem Hüttchen gekrönt. Von rechts grüßt die Sturmhaide herüber. Wir wandern weiter. Übermals erlaubt uns eine freie Stelle einen Ausblick. Hinter uns liegt das Ilmtal in seiner ganzen Länge bis Ilmenau, vom Sonnenschein überflutet. In zahlreichen Windungen bahnt die

Ilm sich ihren Weg. Ueber die Anhöhen hinter Ilmenau hinweg gleitet der Blick zu den im Osten am Horizont erscheinenden Höhenzügen.

Durch den herrlichen Buchenbestand des Höllkopfes erreichen wir den Hirschsprung. Hier stand ehemals ein Schutzhüttchen, von dem aus man einen reizenden Blick auf die beiden Dörfer Manebach und Kammerberg hatte. Von der einstigen Herrlichkeit zeugen jetzt nur noch armselige Ueberreste. In ungefähr 2 Minuten gelangen wir zum „Kleinen Hermannstein“, einem steilen Porphyrfelsen.

Nach kurzer Wanderung taucht, vom Strauchwerk umgeben, sein größerer Bruder, der „Große Hermannstein“, vor unseren Blicken auf. Am Westabhang des Kieselhahns, 743 m ü. d. M. gelegen, ist er ungefähr 31 m hoch und besitzt einen Umfang von ca. 157 m. Sein verwittertes Gestein hat eine ziemliche Vergangenheit hinter sich. Hat doch ehemals eine Burg mit einem Wartturm ihn geziert, erbaut zur Sicherung der in alter Zeit dort vorbeiführenden Straße um 1100. Sie gehörte den Grafen von Käfernburg. Später jedoch verfiel die Burg, da sie ja nach Verlegung der Straße auf die Ilmenauer Seite ihren Zweck nicht mehr erfüllte, und mag gar manchmal Raubgesindel zu sicherem Aufenthalt gebietet haben.

An der Ostseite des Felsens ist eine Tafel mit folgender Inschrift angebracht: Dem Andenken des Ritters Hermann v. Witzleben genannt Hermannsteyn. Oberamtman zu Wachsenburg, Brandenburg. Kammermeister. 1340 bis 1390. Der Familienverband derer von Witzleben. 1913.

An der dem Tale zugewendeten Seite befindet sich die Hermannsteiner Höhle. In ihr verlebte unser Altmeister Goethe glückselige Stunden mit der Geliebten, Charlotte von Stein. Hier gedachte er ihrer, wenn sie nicht bei ihm weilte, und von da aus widmete er ihr das Distichon:

„Hier im Stillen gedachte der Liebende seiner Geliebten.

Heiter sprach er zu mir: Werde mir Zeuge, du Stein!“

Bei einem gemeinsamen Besuche mit ihr grub er mit dem Meißel dort ein S zum Zeichen dauernder Erinnerung in den Felsen. Das S

bedeutet „Sonne“, unter welchem Namen Frau von Stein in Goethes Gedichten auftritt. Das von Goethe eingemeißelte S ist später von fremder Hand abgesprengt worden. An seiner Stelle befindet sich jetzt ein SC, von einer Sonne überstrahlt.

In der Höhle ward gezeichnet, gedichtet und gemalt. Ueber sie berichtet der Dichter am 6. März 1870 an die ferne Freundin:

„Meine Beste, ich bin in die Hermannsteiner Höhle gestiegen, an den Platz, wo Sie mit mir waren, und habe das S, das so frisch eingezeichnet steht, geküßt, daß der Porphyr seinen ganzen Erdgeruch ausströmte, um mir auf seine Weise wenigstens Antwort zu geben.“

Vom Hermannstein aus zeichnete er für die geliebte Frau das Ilmtal mit seinen brauenden Nebeln und schrieb ihr:

„Liebste Frau, wir sind wohl noch in Ilmenau, komme nur, hunderttausendmal bist Du um mich gewesen, ich habe für Dich gezeichnet, zwar wenig, aber mein Herz drinn. Adio Engel.“

Zwei Tage später schreibt er ihr in bezug auf diese Zeichnung von Stützerbach aus:

„Ich schicke Ihnen die Stützerbacher Zeichnung unvollendet, denn ich fürcht' ich verderb' sie. Gestern versuchte mich ein böser Geist, daß ich im liebeleeren Augenblick darüber kam und um ein Haar war sie verpubelt, und ich wäre rasend gewesen.“

Selbst 1785 ist die Sehnsucht nach seiner geliebten Frau von Stein noch nicht erkaltet, denn wieder läßt er sich Mitte Juni d. J. aus Ilmenau und vom Hermannstein vernehmen:

„Mein Verlangen, Dich wieder zu sehen, wächst mit jedem Tage, und meine Hoffnungen, den nächsten Monat ganz an Deiner Seite zuzubringen, werden mir jeden Augenblick teurer.“

Heute schmücken den Eingang zur Höhle zwei Distichen unseres Dichters, die sich auf seine Liebe zu Frau von Stein beziehen. Sie lauten:

„Was ich leugnend gestehe und offenbarend verberge,

Ist mir das einzige Wohl, bleibt mir ein reichlicher Schatz.

Ich vertrau' es dem Felsen, damit der Einsame rate,

Was in der Einsamkeit mich, was in der Welt mich beglückt.“

Und

„Felsen sollten nicht Felsen und Wüsten Wüsten nicht bleiben.

Drum stieg Amor herab, stehl und es lebte die Welt.“

Auch belegte er mir die Höhle mit himmlischem Lichte,

Zwar der Hoffnung nur, doch ward die Hoffnung erfüllt.“

Vom wildzerklüfteten Gipfel des Hermannsteines aus hat man eine weite Rundschau. In eine der dünnen, vom Sturme arg zerzausten Fichten, die hier oben ihr kümmerliches Dasein fristen, gelehnt, schauen wir in die weite Welt. Längst ist die Sonne verschwunden. Ein stiller Abendfrieden liegt über der Natur. Unter uns bauen sich die Hütten von Manebach am linken Ilmufer auf. Glasbläserei, hauptsächlich jedoch die Herstellung von Masken ist der Erwerbszweig der Einwohner. Das Ilmtal mit seinen Seitentälern, von hohen Bergen begrenzt, grüßt herauf. Wohin der Blick sich wendet, erscheint Berg an Berg gereiht, teils bewaldet, teils kahl. Tief ziehen sich die Hänge ins Tal hinab.

„O Täler weit, o Höhen, o schöner, grüner Wald!“
Hinter fernen Bergmatten erscheinen die im Dunst verschwimmenden westlichen Höhenzüge. Wirkungsvoll heben sich vom Horizont die Bergriesen Schneekopf, Großer Beerberg, Sachsenstein und Großer Finsterberg ab.

Am Schneekopf ziehen sich Wolken zusammen. Ein leichter Wind hat sich aufgemacht. Unter seinen Streichen ätzen und stöhnen die alten wetterharten Fichten. Die hereindrechende Dämmerung gemahnt uns ans Weitergehen. Auf gewundenem Pfad geht es bergauf in den dunkelnden Wald hinein. Nach kurzer Wanderung treten wir auf eine Lichtung heraus. Vor uns liegt das Goethehäuschen. Jenes einfache alte und doch immer wieder neue Häuschen, das einen wie mit magischer Gewalt immer wieder in seinen Bann zieht. Das jetzige ist bekanntlich eine getreue Nachahmung jenes alten durch unvorsichtige Beerensammler eingäscherten Hütchens. Eine links vom Eingang angebrachte Tafel besagt darüber folgendes: „Dies kleine Häuschen ist neu errichtet im Juni 1874 an der Stelle des am 12. August 1870 niedergebrannten Goethehäuschens. Ihm ist es unter Benutzung der alten Grundmauern und der geretteten Ueberreste nach äußerer Form und innerer Einrichtung getreu nachgebildet. Möge es dem Schutze Aller, die ihm nahen, warm empfohlen sein!“

Zum Goethehaus.

Im Abendrot der Sonne glüh'n die Bergegipfel,
Ein Abendlied tauscht durch der Tannen hohe Wipfel,

Die Felswand tönt vom Klang der Herdenglocken wider,
Und süßer Abendfrieden steigt ins Thal hernieder.
Die Sonne schwindet und im sanften Dämmer-
schein

Irzt müd' umher ein Wandrer, der ein Hüttelein
Am Waldbesäum verlassen findet, und vom Fen-
ster aus

Blickt er zufrieden in die weite Welt hinaus,
Die sich in tiefen Schlaf gehüllt, und er beginnt
Auf's Fensterbrett zu schreiben, was das Herz
ihm sinnt.

Im Glück der Einsamkeit fragt er: Was machest
Du?

„Ueber allen Gipfeln ist Ruh!“ —

Und nun der Abend des 2. September 1783:
Goethe, vom Fenster des einsamen Bretterhäu-
schen auf dem Rickelhahn hinabträumend in die
Wälder! Der 34jährige Dichter dort oben allein.
Seine Seele fühlt sich eins mit der Natur.
„Bonne der Behmut“ überkam ihn, ein Gefühl
des Sichloslöfens von allem Irdischen. Der Ge-
danke, von dieser friedlichen Stätte einst zum
ewigen Frieden einzugehen, mochte ihm lindern-
den Balsam ins Herz gießen. Es war schon
spät am Abend, eine feierliche Stille herrschte
rings in der Natur. Der Mond goß sein silbernes
Licht hernieder, da trat der Dichter ans Fenster
und wehmütig ergriffen von der Aussicht auf
die endlosen, bewaldeten Berghäupter des Ge-
birges, schrieb er beim Nachtlicht an eine rohe
Holzwand der Oberstube des Häuschens mit Blei
die überaus weihvollen Verse nieder:

Ueber allen Gipfeln ist Ruh',
in allen Wipfeln
spürest Du
kaum einen Hauch;
die Böglein schweigen im Walde,
warte nur, — balde
ruheft Du auch!

Jetzt befindet sich an der betreffenden Stelle
engerahmt eine entsprechende Nachahmung des
Autogramms.

Goethe kam vor seinem letzten Geburtstag, am
28. August 1831, in Begleitung seiner beiden
Enkel noch einmal nach Ilmenau und stieg im
Hotel zum Löwen ab. Sechs Tage dauerte sein
letzter Aufenthalt. Er glaubte, „die diesmal sehr
gesteigerte Feier“ dieses Tages in der Nähe Wei-
mars nicht bestehen zu können und war deshalb
hierhergekommen, um alle die Stätten noch ein-
mal aufzusuchen, die ihm durch traute Erinnerung
lieb und wert geworden waren. In Gesellschaft

des ihm befreundeten Bergrates Mahr fuhr er
hinauf zum Rickelhahn, erfreute sich an dem
herrlichen Walde und der prachtvollen Aussicht
und schritt dann zu Fuß auf den Berggipfel
hinauf, in dessen Nähe er das kleine Waldhaus
wußte. Zum letzten Male weilte er an dieser
Stelle, die ihm tief ans Herz gewachsen war.
In dem oberen Zimmer angekommen, äußerte
er sich zu seinem Begleiter: „Ich habe in frühe-
rer Zeit in dieser Stube mit meinem Bedienten
im Sommer acht Tage gewohnt und damals
einen Vers an die Wand geschrieben. Ich möchte
ihn nochmals sehen!“

An die betreffende Stelle geführt, las er leise
mit Andacht die verblaßten Zeilen einer längst
vergangenen, für ihn so inhaltsreichen Zeit.
Tränen der Behmut rollten ihm über die Wan-
gen, als er halb laut für sich die Worte wieder-
holte: „Ja, warte nur, balde ruhest Du auch.“

Schweigend blickte er dann über die waldigen
Höhen hin, und als er sich endlich zum Gehen
wandte, gedachte er wiederholt seines „guten
Großherzogs“, des ihm drei Jahre vorher ins
Jenseits vorangegangenen Karl August. In sein
Lagebuch vermerkte er: „Die alte Inschrift re-
kognosziert, dann die Chaussee mit Bewunderung
befahren“.

Die Dunkelheit ist längst hereingebrochen. Am
Himmelszelt funkeln die Sterne. Der Mond ist
aufgegangen, Berg und Thal mit seinem bleichen
Licht überschüttend. Die vorgeschrittene Stunde
mahnt uns ans Heimgehen. Noch einen letzten
Blick werfen wir zurück auf jenes einsame Häu-
schen.

Bäume rauschen, Wolken ziehen,
Bäche murmeln, Tage fliehen;
Hütte, bist du auch verwaist,
Ewig schwebt um dich sein Geist.

Am Rickelhahnturm, von dessen Zinne man
eine herrliche Aussicht von den Saalebergen bis
zur Bodderrhön hat, vorbei, führt uns der Weg
talwärts.

3. Eine Wanderung zum Dreiherrnstein.

Der frühe Morgen findet uns auf einer Wan-
derung im einsamen Schortetal begriffen. Von
allen Tälern der Umgebung offenbart es den
reichsten Gehalt an Ursprünglichkeit, Schönheit
und auch Abwechslung. Freilich, längst ver-
gangen sind jene Zeiten, da das Gebirge den
Charakter des Urwaldes trug. Es ist doch etwas
Eigenes, so vor sich hin zu wandern. Fernab
von dem Hasten und Treiben der ruhelosen Welt

da draußen! Allein in dem hehren Dom, den Mutter Natur sich geschaffen! Im Grunde die munter plätschernde Schorte. In den Lüften zieht ein Geier seine Kreise, nach Beute spähend. Zu beiden Seiten aufstrebende Berge, aus deren dunklem Lannengrün das herbftlich gerötete Laub der Buchen grüßt. So ungefähr ist das Bild, das sich dem Auge darbietet.

Durch das „Finstere Loch“ und den „Beiten Grund“ geht es in nördlicher Richtung weiter im sogenannten „Soldatengraben“. Er wurde von Militär erbaut und diente zur Verstärkung der Aufschlagwasser der Ilmenauer Bergwerke und zu Flößzwecken. Beginnend am „Seifiger Teich“, führte er in zahlreichen Windungen bis ins Gläfertal bei Stützerbach. Bei seinem Bau wurde „1701, den 12. August, ein Soldat im Walde bei der Arbeit von einem umfallenden Baum erschlagen und den 14. nach Soldatengebrauch begraben“, so erzählt das Ilmenauer Kirchenbuch jener Zeit.

An der Lehne des Großen Helmsberges (826 m) weiterziehend, taucht plötzlich an einer Wegbiegung der „Keller“, ein wuchtiges Felsgebilde mit einer Höhle, auf. Etwas weiter befindet sich der Eulenstein. Von dem Gipfel dieses Felsens hat man einen herrlichen Blick ins Marktal und die gegenüberliegenden Forsten. Drüben steigt der „Hohe Hundsrück“ (763 m) in die Höhe.

Wenn sich im Herbst das Laub rötet, dann hallt hier der Brunnstschrei des Königs der Wälder durch die stillen Forsten. Dann knackt das Unterholz unter den Hufen wild dahinstürmender Hirsche. Und auf mondscheinübergossenen Waldwiesen finden erbitterte Kämpfe zwischen den Rivalen statt, während das Mutterwild scheu dem Ausgang des Kampfes harret. —

Bald kommen wir zum „Wasserfall“, einer fast senkrechten Felswand, an der sich das Bergwasser herabstürzt. Weiter führt uns der hochromantische Weg zum „Seifiger Teich“.

Nach kurzer Wanderung treten wir heraus auf einen von sumpfiger Wiese bedeckten Waldplan, den „Morast“, im Volksmund „Uffm Pfinsche“ genannt. Hier droben auf dem Rennstieg kreuzen sich die Wege nach Neustadt, nach Untereubrunn und Eisfeld, nach Schmiedefeld und Schleusingen, nach Ilmenau und nach Gehren. „Am Großen Dreiherrnstein“ wird diese von Neustadt a. R. ungefähr eine Stunde ent-

fernte Stelle geheißten. Denn hier erhebt sich ein verwitterter Grenzwardel, einer von den noch erhaltenen 10 Dreiherrnsteinen längs des Rennstiegs. Seine drei altersgrauen Seiten weisen die Marken der ehemals hier aneinandergrenzenden Länder auf. Außer der Jahreszahl 1596 zeigt er noch das zerstörte Wappen der Henneberger, darunter K. P. (Preußen), ferner den Rautenfranz (Meiningen) und endlich zwei gekreuzte Gabeln, das uralte Grenzzeichen des Landes Schwarzburg, darunter F. S. S. Bis zur Revolution 1918 bezeichnete dieser den Punkt hoch im Gebirge, wo sich vier Länder ein Stelldichein gaben: Sachsen-Weimar-Eisenach, Schwarzburg-Sondershausen, Sachsen-Meiningen und Preußen. Da ja aber nun glücklich mit der Kleinstaaterlei in Thüringen gebrochen worden ist, so bildet dieser Grenzwardel heute die Grenze zwischen Thüringen und Preußen.

Selbst schon der alte Rennstiegchronist Christian Juncker, der 1696 bis 1708 als Konrektor in Schleusingen lebte, gedenkt dieses Steines, indem er schreibt: „Eine Stunde oberhalb des Dorfes zu den Frauen auf dem Walde (Frauenwald) ist der Große Dreiherrnstein oder das Steinernes Kreuz. Ist ein dreieckig eckicht gehauener Stein, fast drei Ellen hoch: auf jeder Seite stehet eines jeden der angrenzenden Herrn, nämlich Sachsen-Naumburg, Sachsen-Hildburghausen und Gräflich Schwarzburg Wappen, mit der Inschrift 1596, als daß zum Divertissement diese drei Herren aus einer Schüssel auf diesem Steine und doch ein jeder auf seinem Grund und Boden speisen kann.“

Doch schon vor 1596 stand hier ein Dreiherrnstein. Denn in der „Henneberger Wälderbeschreibung 1587“ heißt es:

„Das Eulengeschrey fenget sich an der Ilmenauer Grenze bei dem steinernen Kreuze an, zeuhet die lange wise Straße an hinder bis zum Trenktroge, von dannen an der Schwarzburgischen Grenze hinauf bis zu dem Stein, der Coburg, Henneberg und Schwarzburg scheidet, daher dann gedachter Stein der Dreierherren Stein genennet wird. Von solchem Stein uff der Grenz hin, bis da die Schleus entspringet, die Schleus hinein bis in die Kleine Böse Schleus, denselben Fluß hinauf bis an die Landstraß (Ilmenau—Frauenwald), die Landstraß an hinder bis wieder zum steinern Kreuz.“

(Fortsetzung folgt).